

A U S D E M L E B E N D E R K I R C H E

Kann man Spiritualität lehren? Drei Beiträge.

A. Eine theologische Reflexion

1. Möglichkeit einer geistlichen Theologie

Im Lauf der geschichtlichen Entwicklung fand eine immer stärkere Differenzierung der theologischen Fächer statt. Für die Vätertheologie noch bilden Exegese, Dogmatik, Moral, Pastoral usw. eine ungebrochene Einheit. Augustinus bringt sein tiefstes und am stärksten ganzheitliches Wissen und Erleben in den Psalmen-Homilien und den Ansprachen zum Johannes-Evangelium ins Wort – dort gibt es keine Differenzierung von Dogmatik, Exegese, Pastoral, Spiritualität.

Außere Ursachen (z. B. Abwehr von Irrtum) und innere Gesetzlichkeiten (z. B. liturgische Formeln und systematische Notwendigkeiten) brachten eine Ausgliederung der einzelnen theologischen Fächer. Das war zweifelsohne nicht immer zum Vorteil für das Ganze. Aber es war dennoch ein Fortschritt oder wenigstens eine Notwendigkeit. Die Forderung an die heutige Exegese, eine Tür zur Dogmatik zu öffnen, und an die Dogmatik, auf exegetischem Boden zu bauen, widerspricht doch keineswegs der Tatsache, daß die Spezialisierung von Dogmatik und Exegese wichtige neue Einsichten gebracht hat.

Aus dieser Entwicklung ergibt sich die Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit der geistlichen Theologie. Ich halte es für ausgesprochen töricht und ohne jeden historischen Sinn, wenn man meint, man dürfe die geistliche Theologie nicht von den anderen Fächern isolieren und deshalb nicht „spezialisieren“, weil sie das Ganze des Christentums betreffe. Das gleiche müßte man allen anderen theologischen Fächern vorhalten.

Die Aufgabe lautet anders: Wenn geistliche Theologie einen Sinn hat, dann ist sie so zu konzipieren, daß sie nicht in die Fehlformen einer Isolierung hineingerät und dennoch die Vorteile der Spezialisierung genießen kann. Aber hat sie überhaupt neben den anderen theologischen Fächern einen eigenen Gehalt?

2. Sinn einer geistlichen Theologie

Scholastisch gesprochen könnte man sagen, das Formalobjekt geistlicher Theologie ist das „geistliche Leben“ des Christen. Anders als die Pastoral stellt sie die Frage: Wie vollzieht sich *mein* christliches Leben? – und nicht, wie lehre ich *andere*, christlich zu leben. Anders als in der Moral ist der Fluchtpunkt ihrer Überlegungen nicht „gut und bös“, sondern „Erfahrung und Nicht-Erfahrung“. Natürlich könnte geistliche Theologie auch in der Moral gelehrt werden (als Höhepunkt einer Tugendlehre); oder in der Dogmatik (beim Gnadentraktat); oder in der Exegese (Geistesgaben und Nachfolge Christi); oder in der Kirchengeschichte

B. Das Institut für Spiritualität an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Franziskaner und Kapuziner in Münster/W.

Nach langwierigen Diskussionen entschloß sich der Hochschulrat der Franziskaner und Kapuziner, ein Institut für Spiritualität zu errichten. Die ursprüngliche Zielsetzung des Institutes war ein Lehrangebot für die Bildungsphase II (= 6. bis 10. Ausbildungsjahr nach der Rahmenordnung für die Priesterausbildung). Als beauftragter Kursbegleiter entwarf ich die Konzeption des Institutes und der vier Kurseinheiten. 1978 konnten wir mit unserem Angebot beginnen und kamen im Mai 1980 zu einem ersten Abschluß. Im Laufe dieser Zeit wurden sowohl die Methoden differenziert als auch die Teilnehmerzahl erweitert. Mit großer Befriedigung darf ich feststellen, daß das Echo der Teilnehmer auf die Angebote außerordentlich gut war. Das ermutigt, im Herbst 1981 (19. 10. bis 15. 11.) mit einem neuen Kurs zu beginnen. Er steht allen offen, die Hochschulreife besitzen oder sonst eine ihrer kirchlichen Tätigkeit entsprechende Qualifikation erworben haben.

Der Kurs dauerte viermal vier Wochen, wobei aber jede Kurseinheit auch als selbständiges Ganzes besucht werden konnte. Das Institut bewegte sich auf zwei Ebenen, gleichzeitig, gleichwesentlich und sich gegenseitig durchdringend:

1. Auf der wissenschaftlichen Ebene

Für mich als Kursbegleiter war es ein Erlebnis, wie sich nahezu alle Dozenten der Hochschule, die einen zögernd, die andern begeisternd, einem gemeinsamen Thema unterstellt haben. Wenn es von der Sache her gegeben war, rief man auch Referenten von auswärts. Ich glaube, daß hier auch für die Dozenten selbst etwas Neues greifbar wurde: daß man nämlich nur gewinnen kann, wenn man die Autonomie des Lehrstuhles aufgibt und mit anderen Fachbereichen zusammenarbeitet.

Erst in dieser Fülle der Angebote zeigte sich, wie umfangreich das Gebiet der Spiritualität ist und wie notwendig es wäre, an den Universitäten und Hochschulen einen Ordinarius zu haben, der dieses Gebiet der Spiritualität als Synthese vermittelt.

Die vier Kurseinheiten wandten sich folgenden Themenkreisen zu, wobei jedesmal ein biblisches Begriffspaar zum Ausgangspunkt gewählt wurde:

1. *Geist wird Leib*. Anthropologische und theologische Grundlagen des geistlichen Lebens. Der Kurs erschien unter diesem Titel 1979 im Benziger Verlag als Buch.
2. *Geist und Geistesgaben*. Einheit und Vielfalt der christlichen Lebensformen. Auch diese Einheit erscheint in Buchform (1980).
3. *Geist und Welt*. Macht und Ohnmacht des Geistes (erscheint 1981).
4. *Geist und Wort*. Sprachliche und nichtsprachliche Vermittlung des geistlichen Lebens (erscheint 1982).

Die Dozenten vermittelten ihre Erkenntnisse mit den Methoden der Hochschule: Vorlesung, Arbeit an Texten, Kolloquium. Für Lehrende und Lernende forderte

gerade diese Methode die Einübung geistlicher Werte: ein Ringen um eine dem Inhalt angemessene Form; das Bemühen um das Verstehen; der Wille zur Aufmerksamkeit (wir lasen den Text von Simone Weil über die Schulung der Aufmerksamkeit als Hinführung zum Gebet). Während des Kurses wurde es dann bald einmal deutlich, daß die vorher eingenommenen Funktionen (hier Lehrende, dort Lernende) aufgelöst wurden und bald eine einzige Lerngemeinschaft entstand.

Ich selbst habe als Kursbegleiter am meisten gelernt. Ich war überall dabei, suchte zwischen Dozenten und Teilnehmern zu vermitteln, Fragen und Gefühle zu benennen und so der Kommunikation zu dienen. Von Zeit zu Zeit versuchte ich die einzelnen Beiträge in ein Ganzes einzuordnen und aufkommende und nicht zu Ende gedachte Fragen in besonders vorgesehenen Kolloquien zu vertiefen.

2. Auf der geistlichen Ebene

Selbstverständlich ist auch das wissenschaftliche Bemühen auf seine Weise geistlicher Natur. Das dürfte bereits deutlich geworden sein. Spiritualität verlangt aber den Überschritt zum ganzheitlichen Vollzug.

Die Teilnehmer wurden in zunehmendem Maße zu einer echten Lebensgemeinschaft, in der die gegenseitigen Beziehungen menschlich-geistlich zum Erlebnis und zur Forderung wurden. Durch Rekreationen, Ausflüge, Kaffeepausen, viele einzelne Gespräche, oft auch Formen der Konfliktbewältigung konnte ein beachtliches Kommunikationsniveau erreicht werden. Das hatte dann wieder Rückwirkungen auf die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen: Die Fragen des einen wurden meistens zu Fragen aller.

Jeder Tag begann mit der Eucharistiefeier. Die tags zuvor entstandenen oder die bevorstehenden Themen und Fragen konnten hier auf Jesus Christus hin konzentriert und gefeiert werden. Die Eucharistie war nicht nur Ausdruck der bestehenden Kommunikation, sie förderte diese auf eine Weise, wie sie sonst kaum möglich geworden wäre.

Nach sechs Stunden wissenschaftlichen Arbeitens schlossen wir jeden Tag mit einer Meditation oder einem Gebet. Hier konnten Erfahrungen, Erkenntnisse, Gefühle . . . stabilisiert und auf Gott hin bewegt werden.

Als Kursbegleiter hatte ich auch hier meine Aufgaben. In der ersten Woche hatte ich jeweils eine atmosphärische Vorgabe zu leisten, die dann aber in dem Maße überflüssig wurde, als die Teilnehmer ihre Identität und ihre Eigeninitiative fanden.

Den Teilnehmern, den Dozenten und mir sind diese vier Kurseinheiten zu einem großen Geschenk geworden, das ich gerne dem zurückgebe, der es letztlich geschenkt hat. Und ebenso freudig möchte ich es teilen mit jenen, die zu den kommenden Kurseinheiten kommen.

Anton Rotzetter, Schwyz/Münster

C. Das Institut der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands in München

Der Name bezeichnet die Trägerschaft, nicht aber die Zielsetzung und Zielgruppe dieser Einrichtung zu München, am Unteren Anger Nr. 17. Sie möchte nämlich katholischen Ordensschwestern helfen, die eigene Berufung zu vertiefen und sich geistlich weiterzubilden. Über eine theologische Unterrichtung hinaus bedarf es der religiösen Wertvermittlung, bedarf es praktischer Umsetzung der Lehrinhalte in das persönliche Leben jeder einzelnen Schwester.

1. Erwartungen

Schwestern aus verschiedenen Ordensgemeinschaften des deutschen Sprachraums sind die Besucher des Instituts. Sie sollen Berufserfahrung, ein zehn- bis fünfzehnjähriges Leben innerhalb ihrer Ordensgemeinschaft haben und müssen bejahend zu ihrer Gemeinschaft stehen. Auf die Dauer von zehn Monaten werden sie für den Münchener Kurs freigestellt. Dabei wird Wert darauf gelegt, daß sie sich möglichst vollständig von ihrer bisherigen Arbeit und Aufgabe lösen; nur so können sie aufgeschlossen für das sein, was das Institut bietet.

Bei dem mangelnden Ordensnachwuchs bedeutet dies, daß die einzelnen Gemeinschaften sich bewußt werden müssen, wie wichtig die geistliche Bildung für das Ordensleben von heute ist. Das Suchen nach dem Wesentlichen darf nicht als unbestimmte Sehnsucht in Überforderungen untergehen; es muß bei der einzelnen Schwester wie bei der Gemeinschaft zur Mühe um ein vertieftes geistliches Leben werden. Die Zeit ist vorbei, da man Erneuerungen an der Kürze oder Länge des Kleides oder des Schleiers maß.

Ein junger Mensch, der sich heute zum Ordensleben entscheidet, erwartet, daß ihm dort ein geistliches Leben eröffnet wird. Das ist nicht möglich, wo das Gebet nur als Pensemum absolviert wird und der Arbeitseinsatz alle Kräfte und alle Zeit in Anspruch nimmt. Der junge Mensch will im betenden Miteinanderleben der Gemeinschaft lebendige Gotteserfahrung finden.

Hier hat das Institut der VOD zu München seine Aufgabe.

2. Spektrum

Das II. Vatikanische Konzil hat die Erneuerung des Ordenslebens als eine geistliche Aufgabe anbefohlen. Um ihm Rechnung zu tragen, hat nach einem Beschuß der VOD P. Fr. Wulf SJ mit Sr. Johanna-Dominica Ballof und in Verbindung mit dem damaligen Referenten für Ordensfragen, Bischof Leiprecht von Rottenburg, das Institut ins Leben gerufen. Inzwischen hat die Trägerschaft des Instituts, die Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands, P. J. Sudbrack SJ und der Verfasserin dieses Berichts die Leitung übertragen.

Nach mittlerweile 12 Jahreskursen (Dauer 10 Monate) sind über 400 Schwestern aus ungefähr 80 Kongregationen durch das Institut gegangen. Diese Zeit

spiegelt die Krisen und Entwicklungsphasen der verschiedenen Gemeinschaften. Die Erwartung der Schwestern hat sich erweitert. Es geht nicht nur darum, Wissen vermittelt zu bekommen, sondern persönlich Gotteserfahrung in der Gemeinschaft und im Gebet zu finden. Die Zahl von etwa 36 Schwestern für einen Kurs hat sich als günstig erwiesen. Jede einzelne kann sich ins Ganze integrieren und zugleich persönliche Freundschafts- und Arbeits-Gruppen bilden, ohne in der eigenen Formung beeinträchtigt zu werden.

An den Vormittagen der Woche werden zwei Vorlesungen angeboten. Der Unterrichtsstoff umfaßt die Theologie (Dogmatik, Exegese, Moral, Liturgie, Recht, Geschichte, Missiologie, Spiritualität, Ordensleben) und viele Fächer der Anthropologie (Psychologie, Soziologie, Kunst usw.). Vier Nachmittle Tage dienen der Vertiefung und Erweiterung des Gehörten, meist durch Kolloquien, praktische Übungen, Gesprächsrunden, Aufarbeitung innerhalb von Gruppen usw.

Hinzu kommt eine wachsende Anzahl von praktisch orientierten Unterrichtsstunden: Hinführung zur Meditation, Anleitung zur Gesprächsführung, gruppenpädagogischen Übungen, eine musik-pädagogische Woche usw. Auch Nebenangebote wie Erlernen von Musik haben sich entwickelt, die von vielen Schwestern ergriffen werden. Zentrum bleiben die Tage der gemeinsamen Exerzitien und einige Einkehrtage.

Nicht unwesentlich ist es auch, daß die Schwestern einüben, wie Muße und Freizeit sinnvoll zu gestalten, wie wertvoll und persönlichkeitsfördernd das gemeinsame Feiern, wie geistlich das Miteinandersprechen und auch Miteinanderwandern sein können.

Es hat sich ein Gleichgewicht von Initiativen der Schwestern und Initiativen der Leitung entwickelt, das in jedem Jahr ein neues Gesicht trägt.

3. Ganzheitscharakter

Gerade aus dem hohen Anspruch des Ordenslebens besteht die Gefahr, daß manche Schwestern meint, stets die starre Form ausfüllen zu müssen, die von irgendwelcher Seite als Ideal aufgestellt wird. Das kann zu einer Veräußerlichung und Verfestigung der eigenen Persönlichkeit und deren Bedürfnisse führen. Das kann jene Unnahbarkeit hervorbringen, die sich gegen jede Korrektur und jedes Neu-Lernen abschirmt.

Deshalb ist ein Freizeitangebot, worin Ruhe, Besinnung, Eingehen aufeinander, Hinschauen auf neue, noch unbekannte Werte erforderlich werden, ein tragendes Element im Zusammenleben der Schwestern.

Als Beispiel dafür kann das japanische Blumenstecken, Ikebana genannt, dienen, das zum Freizeitangebot des Kurses gehört. Bei dieser Kunst muß man sich auf etwas anderes einstellen, muß die Eigenart jeder einzelnen Pflanze beachten lernen, muß behutsam mit ihnen umgehen. Persönlich lernt die Schwestern dabei, ihre Streßsituation und ihr Leistungsdenken abzubauen. Das äußerlich Getane trägt zur Harmonisierung der inneren Persönlichkeit bei. Auch energische Korrekturen der Lehrerin können bejaht werden, weil das Ergebnis der Bemühungen schön ist und Freude breitet. Was sich bei der einzelnen dabei abspielt, schlägt

sich dann in der Gruppe, im Umgehen miteinander nieder. Das behutsame Einüben in kleinsten Kleinigkeiten lässt Haltungen und Erfahrungen in der eigenen Natur verankern. Wissen (um Harmonie, Gesetzmäßigkeit) und Leben (in der Vorsicht des Einanderbegegnens) werden ein Stück näher zueinander gebracht. Das religiös Gewußte findet einen Ansatz in der eigenen Erfahrung.

Auch der glückliche Umstand, daß das Institut im Herzen Münchens liegt, hat viel zu seinem Erfolg beigetragen. Da ist einerseits die barocke Kultur einer katholisch geprägten Stadt, an derer reichen Leben die Schwestern teilnehmen; da ist weiterhin die Nähe einer einmalig schönen Natur, die über die drei fest eingeplanten gemeinsamen Ausflüge hinaus von den Schwestern eifrig besucht wird; und da ist das pulsierende Leben einer Großstadt mit ihren Schönheiten und Häßlichkeiten, das viele Schwestern zum erstenmal so unmittelbar miterleben dürfen.

Nicht zu unterschätzen ist ein Weiteres in diesem Zusammenhang: Grundsätzlich gibt es keine Prüfungen und damit auch keine amtlichen Zertifikate. Der Sinn der zehn Monate ist ein „geistlicher“ – und das lässt sich nicht messen.

4. Erfahrungsweg

Die zehn Monate sind schnell um – nicht nur wegen der gedrängten Fülle des Stoffes; nicht nur wegen des Jahresrhythmus, dessen liturgischem Ablauf viel Aufmerksamkeit geschenkt wird; sondern zuerst deshalb, weil das, was in den zehn Monaten wächst, ein Erlebnis geistigen und geistlichen Lebens ist.

Dabei gibt es schmerzliche Prozesse und oftmals auch Erkenntnisse, die vieles in Frage stellen. Aber nur darin wachsen die Reife und die erneute Hingabe an Gott, der jeden einzelnen von uns auf seinem Weg führt.

Es ist eine Erfahrung, die sich während aller Jahre durchgehalten hat: Die Schwestern lernen ihre eigene Gemeinschaft von neuem lieben, weil sie den Weg zeigt, auf dem Gott sie führt. Mit dem vertieften geistlichen Leben vertieft sich auch die eigene Berufung. Denn es geht dem Institut um „geistliche Theologie“, um die existentielle Erkenntnis, um die lebendige Erfahrung von Gottes Weisheit und Güte, mit der er einen jeden Menschen umgibt.

Angelika Kronenberger, München